

Neuland Virtuelle Forschungswelten

Die Rolle der Bibliotheken als stabile Infrastruktur im wissenschaftlichen Forschungsprozess der Zukunft

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Elmar Mittler

Herr Mittler, die Forschungslandschaft in den Geistes- und Kulturwissenschaften auf nationaler und internationaler Ebene hat sich im Zuge der technologischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte stark verändert. Wie sah die Forschungslandschaft in diesen Disziplinen aus, als Sie 1990 die SUB Göttingen als Direktor übernommen haben?



Elmar Mittler: Damals war man noch ganz analog ausgerichtet. Größter Wunsch der Geisteswissenschaftler war es, für ihre neuen Forschungsansätze unmittelbaren Zugang zur Literatur zu bekommen. Das habe ich mit der Öffnung der Historischen Bestände in Göttingen für ein gutes Jahrzehnt realisieren können. Ich habe aber schon damals die Vision gehabt, dass Bibliotheken und geisteswissenschaftliche Forschung im Rahmen der Digitalisierung

in einem bis dahin nicht vorhandenen Maße zusammenwachsen könnten – knapp gesagt nach dem Motto „Bibliothek wird Forschung, Forschung wird Bibliothek“. Dafür habe ich mich insbesondere im Rahmen meiner Mitgliedschaft im (damaligen) Bibliotheksausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingesetzt. Diese Ansätze zu realisieren, habe ich auch als meine Aufgabe als Leiter der SUB Göttingen gesehen, die schon im 18. Jahrhundert die erste Forschungsbibliothek der Welt war – ein ideales Forschungsinstrument ihrer Zeit, wie Bernhard Fabian sie charakterisiert hat.

Welche Stimmung herrschte zur damaligen Zeit in der geisteswissenschaftlichen Forschungs- und Bibliothekslandschaft? Wie wurde diese Vision aufgenommen? Mussten Sie Widerstände überwinden?

Elmar Mittler: Die Forschung war zu dieser Zeit ganz klar am physischen Objekt und dem Zugriff darauf interessiert; sie hat die Möglichkeiten, die die Digitalisierung bietet, nur am Rande wahrgenommen. Gerade bei den ersten Projekten, die sich damit beschäftigten, wie die Digitalisierung in Deutschland aussehen könnte, konnte man erkennen, dass es Ängste vor diesem Prozess gab. Man hatte Sorge, dass die Digitalisierung nicht auf breiter Basis vorgenommen würde, sondern neue Barrieren aufgerichtet würden – dadurch, dass Bücher nur zu einem ganz kleinen Teil digital zugänglich gemacht werden können und diese Literatur hierdurch einen neuen Kanoncharakter und Ausschließlichkeitscharakter erhalten würde. Trotz – und vielleicht auch wegen – dieser Vorstellungen war es damals notwendig, sehr begrenzte Digitalisierungsprojekte bei der DFG zu beantragen. Wir haben uns beispielsweise sehr viel Mühe gegeben, dass die Bestände der Göttinger Wissenschaftsgeschichte digital erschlossen werden konnten. Wir brauchten ein hochkarätig zusammengesetztes Gremium, um diese Digitalisierung durchzusetzen. Es wäre sicher effizienter gewesen, damals den urheberrechtsfreien Bestand der Universitätsbibliothek Göttingen vollständig zu digitalisieren und so eine digitale Referenzbibliothek der wissenschaftlich relevanten Literatur des 18. Jahrhunderts zu schaffen.

Mit Ihrem Einsatz für die Digitalisierung haben Sie Neuland betreten. Wie kann man die Rolle der Bibliotheken im wissenschaftlichen Forschungsprozess in jenen Jahren beschreiben?

Elmar Mittler: Um die Jahrtausendwende herum lag der Akzent der Bibliotheken nicht mehr auf der Bewahrung des physischen Materials, wie es mit dem klassischen Bibliotheksverständnis verbunden wird. Der Akzent lag eher darauf, das Material zugänglich zu machen – was gerade auch für die Wissenschaftler ein zentraler Aspekt war und ist. Gerade auch für die historisch arbeitenden Wissenschaften spielt der Kontext, in dem die Bücher stehen, nicht nur der „content“, eine wesentliche Rolle – ein Grund, die historischen Bestände frei zugänglich zu machen, damit der Forscher nicht nur das Buch findet, das er sucht, sondern auch das, was sachlich dazu gehört und vielleicht neben dem von ihm gesuchten Titel steht. Kontext mit elektronischen Mitteln zu bilden, war auch das Ziel unserer ersten – aus heutiger Sicht ganz

kleinen – Projekte zum semantischen Erschließen in den 90er-Jahren, mit denen wir schon damals auf europäischer Ebene versucht haben, konkrete Anwendungen mit einzelnen Fachbereichen zu entwickeln. Heute sehe ich eine der wichtigsten Aufgaben der Bibliotheken darin, dass sie die Chancen, die *Linked Open Data* bieten, erkennen und realisieren. Für die Forschung ist diese semantische Erschließung durch Bibliotheken so wichtig, weil diese nicht nur die Informationen über Dokumente, sondern auch diese selbst bereitstellen können. Man kommt nur über die Bibliotheken an viele Materialien überhaupt erst heran. In der Vergangenheit bestand eine der Hauptaufgaben von Bibliotheken in dem, was man „Dekommodifizieren“ nennt: „Kommodifizieren“ bedeutet, dass man Güter in den Vermarktungsprozess bringt. Während die öffentlich geförderte Forschung selbst außerhalb der kommerziellen Verwertung steht, werden ihre Ergebnisse durch Verlage in den wirtschaftlichen Warenkreislauf eingebracht. Die Bibliotheken sind dafür da, diese Produkte wieder zu dekommodifizieren und sie so für neue Forschung frei zugänglich zu machen. Diese Aufgabe bleibt auch – oft in modifizierter Form – im digitalen Zeitalter bestehen.

Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang die langfristige Zugänglichkeit von Forschungsdaten, z. B. via Open Access? Inwiefern sehen Sie hier die wissenschaftlichen Bibliotheken in der Pflicht?

Elmar Mittler: Das ist ein wichtiger Punkt, an dem das moderne Bibliothekswesen ansetzen muss. Das heißt auf der einen Seite: *Open Access*, so viel man irgendwie bekommen kann – was bedeutet, nicht nur dafür zu sorgen, dass es *Open Access*-Repositorien bei den Bibliotheken gibt, sondern auch, dass durch neue Fonds kommerzielle *Open Access*-Publikationen finanziert werden können. Der nächste Schritt ist, das Material, das man zugänglich gemacht hat, dauerhaft verfügbar zu halten. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist derzeit besonders gefährdet. Dies sieht man am Beispiel des Übergangs von Sondersammelgebieten zu Fachinformationsdiensten, der auf der einen Seite viele positive Effekte hat, aber auf der anderen Seite das systematische Dekommodifizieren und die dauerhafte Bereitstellung in einem möglichst umfassenden Rahmen durch Bibliotheken in Deutschland nicht mehr als Ziel hat. Dieses Netz des Wissens, das durch die Ergänzung mit langfristig gespeicherten Forschungsdaten in einem nie dagewesenen Umfang erweitert werden kann, darf nicht reißen, sondern muss fester und dauerhaft geknüpft werden. Die Bibliotheken sind die Einzigen, die in der Lage

sind, eine derartig komplexe Aufgabe überhaupt anzupacken und nachhaltig zu realisieren, da sie es gewohnt sind, Standards einzuhalten, und weil sie schon jetzt durch ihre internationale Verflechtung de facto ein weltweites Netz bilden.

Nun ist es ja so, dass neben der Bereitschaft der wissenschaftlichen Bibliotheken, diese Rolle anzunehmen und auszufüllen, die Wissenschaftler die angebotenen Dienste – Virtuelle Forschungsumgebungen, Forschungsdatenmanagement, Digitales Publizieren – auch annehmen müssen. Schauen wir uns die Virtuelle Forschungsumgebung TextGrid an, deren Etablierung Sie ja auch von Anfang an befördert haben – entstanden aus der Idee, Geisteswissenschaftlern a) im digitalen Medium b) kooperatives Arbeiten zu ermöglichen; beides damals noch völliges Neuland. Wie wurde TextGrid zu Beginn aufgenommen? Muss man von einem „Clash of Cultures“ sprechen – hier die tradierte, im weitesten Sinne der „Gutenberg-Galaxis“ verpflichtete geisteswissenschaftliche Methodik, dort die „Agenten der Transformation“, die die neuen Möglichkeiten, die das digitale Forschen und Publizieren eröffneten, nutzen und mit gestalten wollten?

Elmar Mittler: Vielleicht können wir hier erst mal einen Schritt zurückgehen. Bereits das Digitalisieren an sich wurde sehr negativ aufgenommen. Der damalige Präsident der DFG, Prof. Frühwald, und ich sind öffentlich (sogar in der FAZ) scharf für das Vorantreiben der Digitalisierung kritisiert worden – bis hin zu Vorwürfen, wir wollten das Buch töten. Das kann man sich heute Gott sei Dank nicht mehr vorstellen.

Sie sprechen jetzt von vor 15, 20 Jahren.

Elmar Mittler: Ja, das wird so 1996/1997 gewesen sein.

Die Geschichte des Buchdrucks, der die geisteswissenschaftliche Forschungsmethodik und -publikation essenziell geprägt hat, blickt auf rund 500 Jahre Praxis zurück. Kaum zwei Dezennien sind da keine lange Zeit für einen so fundamentalen Transformationsprozess, wie Sie ihn beschreiben.

Elmar Mittler: Nein, überhaupt nicht. Bei der Beantwortung der Frage, ob die Wissenschaftler dazu bereit sind oder sein sollten, Angebote der Bibliotheken – wie Forschungsdatenmanagement, Digitales Publizieren und Virtuelle Forschungsumgebungen – anzunehmen, muss man auch die aktuelle Forschungsförderungskultur im Hinterkopf haben: Denn die Struktur der

Finanzierung von wissenschaftlichen Projekten ist tendenziell eher ein Gegenstand dauerhafter Services. Viele nur für kurze Fristen bewilligte Projekte fangen immer wieder am Nullpunkt an und verschwinden kurz nach Ende der Projektfinanzierung. Und das ist ein zusätzlicher Grund, warum wir E-Humanities und Infrastruktur-Angebote wie TextGrid brauchen. Bei den Förderungseinrichtungen müsste es selbstverständlich werden, dass es mindestens als Pluspunkt, wenn nicht sogar als eine Bewilligungsvoraussetzung gesehen wird, dass ein Projekt an bereits vorhandene und ausgereifte Tools anschließt. Ein Vorbild hierfür ist JISC¹ in England.

Welche Herausforderungen gibt es hier über die Förderstrukturen hinaus? Wissen wir, was die Forscher sich wünschen?

Elmar Mittler: Ein weiteres Problem ist, dass die bisherigen Angebote oft für die Geisteswissenschaftler viel zu komplex und zu wenig nutzerorientiert sind. Will man erfolgreiche wissenschaftliche Infrastrukturen aufbauen, ist es vor allem wichtig, die „Faulheit“ der Nutzer zu unterstützen. Ein Wissenschaftler will arbeiten, ein Wissenschaftler muss Ergebnisse bringen. Er hat keine Zeit, sich mit großem Aufwand in ein Tool einzuarbeiten. Bei der Nutzung von Tools gibt es Hürden, die teilweise technisch notwendig sind, teilweise aber auch dem Entstehungsprozess und den zu geringen Mitteln geschuldet sind, die zur Verfügung gestellt werden; das ist auch ein Grund, weshalb viele Tools gegenüber den Services kommerzieller Anbieter nicht konkurrenzfähig sind. Erst wenn es uns gelingt, einem Wissenschaftler deutlich zu machen, dass er durch die Nutzung unserer Services schneller, effizienter und dauerhafter arbeiten kann, dann haben wir eine Chance, etwas zu erreichen. Das ist natürlich unter den Rahmenbedingungen Kürze der Laufzeiten und Unterfinanzierung, unter denen die meisten Projekte laufen, keine einfache Sache.

Noch einmal zur Förderlandschaft. In Deutschland etwa wird derzeit vergleichsweise viel Geld für die Digital Humanities ausgegeben. Ist das nicht doch ein Hinweis darauf, dass auch die Förderer hier einen Bedarf erkannt haben? Die DFG beispielsweise empfiehlt inzwischen, sich für wissenschaftliche digitale Editionen Partner ins Boot zu holen, die bereits Erfahrungen auf dem Gebiet der texttechnologischen Erschließung, der Standardisierung von Metadaten, der Informationswissenschaft und auch der Langzeitarchi-

¹ <http://www.jisc.ac.uk>

vierung besitzen, sodass sie – ganz wie Sie es fordern – die entsprechenden Kompetenzen und Expertisen nicht selbst und jedes Mal aufs Neue entwickeln müssen.

Elmar Mittler: So etwas gibt es erfreulicherweise für Teilbereiche, aber wenn man sich die Breite der Landschaft anschaut, ist das noch lange nicht flächendeckend durchgesetzt. Eine wichtige Frage hierbei ist auch, wie man entwickelten Services Dauerhaftigkeit geben kann. Die Bibliotheken sind die am besten geeigneten Einrichtungen für solche Aktivitäten – wenn man ihren Wandlungsprozess unterstützt und es ihnen ermöglicht, neue Services dauerhaft anzubieten. Das ist allerdings nur der Fall, wenn die Universitäten akzeptieren, dass die Personalstellen den Bibliotheken beim Ausscheiden von Mitarbeitern erhalten bleiben. Die Gefahr der Stellenkürzung ist hier sehr groß, da die Bibliotheken dem Anschein nach nicht mehr so viele Aufgaben haben. Das ist nur sehr eingeschränkt der Fall; im Gegenteil bringen die digitalen Medien viele Zusatzbelastungen. Und trotzdem besteht die Chance, durch Rationalisierungsmaßnahmen bei den traditionellen Aufgaben Freiraum für den Aufbau neuer Services zu schaffen. Ich habe das systematisch betrieben: Mit Drittmittelprojekten habe ich junge Menschen gewonnen, die neue Services entwickelt haben. Die besten Kräfte habe ich dann auf Dauerstellen gebracht. Mit einer derartigen Strategie könnten auch Grundlagen dafür geschaffen werden, Großprojekte wie TextGrid und DARIAH-DE mit Dauerhaftigkeit zu versehen. Wo es gelingt, dafür einen Konsens mit der Universitätsleitung herzustellen, sehe ich die Chance, dass die Bibliothek als dauerhafte Informationseinrichtung eine wachsende Rolle spielen kann.

Welchen Gewinn hat eine Universität als Dachstruktur davon?

Elmar Mittler: Der Universität bietet sich damit eine Chance, auf Dauer zusätzliche überregionale Bedeutung und internationales Renommee zu gewinnen. Man muss sich ja auch darüber im Klaren sein, dass Förderer zwar bereit sind, für eine gewisse Zeit über Projekte Infrastrukturen anzustoßen. Aber schon das ist – wie die Erfahrung zeigt – von personellen und politischen Konstellationen abhängig, die schnell wechseln können. In jedem Fall ist die Bereitschaft, eine kontinuierliche Unterstützung zu geben und völlig neue Infrastrukturen zu schaffen, sehr beschränkt. Auch das spricht dafür, bewährte Infrastruktureinrichtungen wie die Bibliotheken innovativ weiterzuentwickeln und auszubauen.

Kommen wir nach der Forschung nun zur Lehre. Sie stellen TextGrid seit acht Jahren in Ihren buchwissenschaftlichen Seminaren vor, an denen Studierende ganz unterschiedlicher Fachrichtungen teilnehmen. Wie nehmen diese jungen Nachwuchs-Geisteswissenschaftler, die zur Generation der Digital Natives gehören, das Angebot einer Virtuellen Forschungsumgebung für ihre eigene Arbeit auf?

Elmar Mittler: Was die Studierenden betrifft: Man muss sich darüber im Klaren sein, dass die sogenannten *Digital Natives* auch jetzt noch zu guten Teilen alles andere als begeisterte Anhänger digitalen Forschens und Publizierens sind. Viele sind noch weit davon entfernt, digitale Methoden und Tools in ihren Alltag zu integrieren. Allerdings bemerke ich, dass beispielsweise unter den Historikern die Werkzeuge und Angebote aus dem Bereich der Digital Humanities inzwischen sehr viel besser bekannt sind, als das noch vor wenigen Jahren der Fall war. Wenn ich an die Plattform hypotheses.org² denke, die moderne Kommunikations- und Publikationskanäle wie das Bloggen für die Wissenschaft zu öffnen sucht, stelle ich fest, dass es noch vor etwa drei Jahren massive Widerstände gab und der Einsatz dieser Kommunikationsform in der Forschung für Unsinn gehalten wurde. Inzwischen ist das Bloggen auch in der Wissenschaft für viele eine Selbstverständlichkeit geworden. Die Studenten haben teilweise schon konkrete Erfahrungen mit einem Seminarblog. Man kann also feststellen, dass sich die neuen Methoden subkutan durchsetzen.

Wie gestalten Sie solche Seminare?

Elmar Mittler: In meinen Veranstaltungen versuche ich, durch Besuche in anderen, auf diesem Gebiet aktiven wissenschaftlichen Bibliotheken wie der HAB Wolfenbüttel oder durch das Einladen von Kolleginnen und Kollegen aus Göttinger Digital-Humanities-Projekten ins Seminar Studierende dauerhaft an die Digitalen Geisteswissenschaften heranzuführen. Oft gehen sie mit Begeisterung für die Digital Humanities aus der Veranstaltung und nehmen diese für ihr Studium und vielleicht auch danach wichtiger als vorher. Besonders glücklich bin ich, dass die Studenten durch praktisches, konkretes Arbeiten mit TextGrid, das durch XML und TEI ja durchaus eine gewisse Einstiegshürde hat, Spaß an der Sache bekommen und wir in Göttingen nun an einer Edition des ‚Bellifortis‘ von Konrad Kyesser arbeiten. Man-

² <http://hypotheses.org>

che Studenten beteiligen sich sogar ohne zusätzlichen Zertifikats-Erwerb weiter an der Edition mit TextGrid. Wir haben für sie eine Art „TextGrid light“ entwickelt, um das Arbeiten mit der Umgebung einzuüben. Hier zeigt sich, wie wichtig es ist, den zukünftigen Wissenschaftlern einen niedrigschwelligen Zugang zu digitalen Tools und Methoden zu bieten.

Sie sprechen das Stichwort Usability an – ein essenzielles, mitunter noch zu wenig beachtetes Thema in den Digital Humanities.

Elmar Mittler: Richtig. Es ist wichtig, die Leute dort abzuholen, wo sie gerade stehen. Auf der anderen Seite habe ich immer wieder festgestellt, dass Wissenschaftler von sich aus zu uns gekommen sind und bei uns Hilfe gesucht haben, wenn sie ein Interesse hatten, einem E-Humanities- oder E-Science-Projekt Dauerhaftigkeit zu geben. Dieses Vertrauen in die Bibliotheken auszubauen, ist für die Zukunft zentral. Wenn wir den Wissenschaftlern einen Service anbieten können, der für sie bequemer ist, als wenn sie vieles selber machen müssten, der einen effizienteren Einsatz von Hilfskräften sichert, der ihnen die Arbeit für sich allein oder mit anderen erleichtert und der ihnen zudem garantiert, dass ihre Ergebnisse leichter publiziert werden können und dauerhaft zur Verfügung stehen, dann ist ein Durchbruch für die Anwendung von E-Humanities in der Forschung möglich. Ein derartiges „Rundum-sorglos-Paket“ aber können dauerhaft nur die wissenschaftlichen Bibliotheken (selbstverständlich auch nur in Kooperation mit den Rechenzentren) anbieten.

Last, but not least: Sind die Digital Humanities in fünf oder zehn Jahren noch ein Thema? Werden uns die heutigen Diskussionen unverständlich sein, oder spricht man 2025 nur noch von den ‚Humanities‘, weil das ‚digital‘ für uns selbstverständlich geworden sein wird?

Elmar Mittler: Ich denke, Letzteres wird ganz sicher der Fall sein. Die Entwicklung geht aber nicht von allein weiter. Man muss dafür sorgen, dass die Wissenschaft mit systematisch ausgebildetem Personal unterstützt wird. Wir brauchen die Digital Humanities als universitäres Fach; sie müssen aber sehr praxisorientiert sein, so wie es auch die Bibliothekswissenschaft sein muss. Vielleicht werden die Digital Humanities „nur“ eine Hilfswissenschaft; sie müssen auf jeden Fall serviceorientiert sein. Wir brauchen die E-Humanities-Lehrstühle und -Institutionen, damit systematisch, kontinuierlich und mit dem Ehrgeiz, an der Spitze der Entwicklung zu stehen, neue Methoden

und Tools für die Geistes- und Kulturwissenschaften entwickelt werden, die dann von erfolgreichen Studierenden in die Bibliotheken, Archive und Museen, vor allem aber auch in die Forschung, eingebracht werden. Ich bin optimistisch, dass wir dafür in zehn Jahren eine etablierte Digital-Humanities-Forschungs- und -Infrastrukturlandschaft schaffen können.

Das Gespräch führten Sibylle Söring und Michelle Rodzis.